Druck v Th. Boesche Berlin

Was ſich der Wald erzählt.

Ein Mährchenſtrauß

von

Guſtav zu Putlitz.

Mit einem Titelbilde.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhandler.

1850.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Mährchen

als Prolog.

Das waren laute Tage,
Im Streite lag die Welt.
Daß es die Waffen trage
Hat alles ſich geſtellt.
Im Kampf ſich zu beweiſen
Selbſt nicht die Dichtkunſt mied.
Das Wort ward Stahl und Eiſen,
Zum Schwerdte ward das Lied.

Das Mährchen ſtand verlaſſen
Im Dräuen um ihn her,
Ihm will der Streit nicht paſſen,
Ihm ziemt nicht Schild noch Speer.
Zum blut'gen Kampfesruhme
Iſt ſeine Macht gering.
Es fliegt vom Blatt zur Blume —
Ein bunter Schmetterling.

Und aus des Streites Mitte
Da trieb's mich alſobald,
Ich floh mit ſcheuem Schritte
Tief in den grünen Wald.
Da, wo der Blüthen Fülle
Der Bäume Fuß umſäumt,
Hab' ich in Waldesſtille
Geſchlummert und geträumt.

Ich lag im duft'gen Reiſe
Umſchattet und umrauſcht
Und hab' im Schlummer leiſe
Auf Waldes Wort gelauſcht.
Wob meine Träume luſtig
Und meine Phantaſien
In Blumenlaute duftig
Und in der Blätter Grün.

Jetzt treibt's vom Blumenbette
Mich wieder Waldauswärts,
Des Mährchens liebſte Stätte
Iſt doch des Menſchen Herz.
Jetzt drängt's mich, Euch zu fragen,
Iſt noch im Sturm die Zeit?
Iſt noch nicht ausgeſchlagen
Und ausgekämpft der Streit?

Doch habt für Waldes Kunde,
Für meinen bunten Traum
In Eures Herzens Grunde
Ihr jetzt ſchon wieder Raum,
Dann nehmt, den ich getragen,
Den Strauß, voll Waldesluſt,
Und auf des Herzens Schlagen
Steckt ihn an Eure Bruſt.

Und wollt Ihr ihn nicht achten,
Den Mährchengunſt umwallt,
So laßt den Strauß verſchmachten,
Viel andre trägt der Wald.
Ich aber zu den Bäumen
Will wieder dann entfliehn,
Will wieder ruhn und träumen
Im duft'gen Waldesgrün.

Die Mohnblume.

Wir ſind im Irrthum, wenn wir glauben, daß die Blumen nichts können, als knospen, blühen, duften und verwelken, denn dieſe Anſicht ſo viel verbreitet ſie auch ſein mag, hat uns doch nur unſer eigener Egoismus aufgedrungen, der uns gern weiß machen möchte, Alles in der Natur ſei allein für uns da, und da wir eben nur das äußere Leben der Blumen wahrnehmen könnten, hätten ſie auch gar kein inneres. Wie geſagt aber, dem iſt nicht ſo, und wie jede Blume ihren eigenen Charakter hat, die eine beſcheiden iſt, die andere ſtolz und eitel, dieſe heiter und glänzend, jene düſter und unſcheinbar, oder wie ſie ſich ſonſt noch in Farben und Gewohnheiten äußern mögen, ſo hat auch jede ihr eigenes Wünſchen, Streben, Jauchzen, Trauern und Lieben, alle aber haben ſie einen überwiegenden Patriotismus, das heißt eine Anhänglichkeit nicht allein an das Land, ſondern ſogar an die Stelle, auf der ſie aufgewachſen ſind, ſo daß ſie anderswo gar nicht exiſtiren könnten: ein Gefühl, welches man in neuerer Zeit bei den Menſchen oft hat vermiſſen wollen. Aber auch ein Organ der Mittheilung haben die Blumen, und wer nur ihre Sprache verſtünde, dem könnten ſie manches Gedicht, manches

Mährchen ins Ohr hauchen, der würde gern manche Nacht (denn das ist besonders die Zeit ihrer Mittheilungen, wie wir bald sehen werden) auf der blumigen Flur lauschen, und all' die bunten Bilderchen, die ihm vorgeführt würden, möchten ihm leicht wie ein schöner poetischer Traum erscheinen. Der Erzähler des vorliegenden Mährchens lag auch einmal in einer duftigen mondhellen Nacht auf dem blühenden Teppich des Waldes und lauschte — oder träumte, was ihm mancher eher glauben wird, — da hörte er auf einmal tausend Stimmchen aus den Blumen aufsteigen. Wahrscheinlich hatte ein freundliches Elfchen, dem er einmal unbewußt irgend wie einen Dienst geleistet hatte, ihm sein Gehör für die Nacht geliehen. Melancholisch flüsterte das Schilfgras dem Nachbar ein langes lyrisches Gedicht in's Ohr und der Nachbar hörte aufmerksam zu. Dazwischen plapperte die Klatschrose, die bei den Blumen die Chronik scandalöse ist und die Klatschliteratur repräsentirt: Nicht weit ab kicherten rothe Moosblüthen zusammen und hatten sich gewiß eben etwas recht Launiges erzählt. Die Glockenblume war zwar stumm, aber sie bestätigte fortwährend die Reden der Nachbarn, indem sie rechts und links mit dem Kopfe nickte. Das war nun mit dem Zittergras ganz anders, denn das schüttelte beständig mit dem Kopfe und wollte nichts glauben von alle dem, was es um sich hörte. Mochten sie nun den Lauscher gewahrt haben und ihn, nach dem alten Sprichwort, für seine Unbescheidenheit bestrafen wollen, oder mag es überhaupt ein Lieblingsthema der Blumen sein, kurz, diesmal drehete sich ihre Unterhaltung meist um die Ungerechtigkeiten und die lieblose Art, die sich die Menschen gegen sie zu Schulden kommen ließen.

O weh, rief klagend eine Schaar von Thymianblüthen, da hat uns wieder der plumpe Fuß eines Menſchen unſere liebſten Geſchwiſter zerknickt.

Ja, ſie achten uns gar nicht, ſagte eine Pechnelke, die ſo gern bemerkt wäre und ſich deshalb recht hoch auf ihrem ſchlanken Stiel emporſtreckte, wie wir uns auch zärtlich an ſie ſchmiegen und feſthalten. Wenn ſie uns noch vernichteten, weil wir ihnen ſchädlich ſind, wie der Schierling, aber nichts iſt ſchwerer zu tragen, als ihre Mißachtung, in der ſie es nicht einmal für werth halten, ihren Fuß von uns zu wenden.

Nicht doch, flüſterte begütigend ein Vergißmeinnicht dazwiſchen, ſollte man doch, nach euern Reden, die Menſchen für gar ungerecht gegen uns halten? Und doch kann ich eure Vorwürfe wiederlegen. Sind wir ihnen nicht der liebſte Schmuck bei feſtlichen Gelegenheiten und wählen ſie uns nicht immer als Boten für ihre heiligſten Gefühle, für die Liebe?

Die Zeiten ſind längſt vorüber, ſagte höchſt verſtimmt der Sauerampfer. Halten ſich die Menſchen nicht in ihrem aufgeblaſenen Stolze für berechtigt, ſelbſt dem Schöpfer in's Handwerk zu pfuſchen, ja ihn zu verbeſſern, indem ſie uns in jämmerlichen, papiernen, gemalten Dingern nachahmen, ja verſchönert nachbilden wollen? Und womit ſchmücken ſie ſich denn jetzt, mit uns oder mit jenen verächtlichen Abbildern? Und zu Liebesboten nehmen ſie uns auch nur, wenn ſie nichts Beſſeres haben, ſonſt iſt aber dieſe Blumenſprache längſt aus der Mode gekommen, man nennt ſie Sentimentalität und macht ſie lächerlich.

Ich ließe mir das Alles gefallen, nahm die Lilie das Wort; wie können die Menſchen unſere Gefühle achten, da ſie ſie nicht

kennen, aber sie mußten sie nicht abläugnen, wo sie ihnen augenscheinlich entgegentreten. Erinnert euch nur. Wenn die Nacht vorüber ist, und wir beim Morgenlicht um uns schauen, dann fehlt immer eine oder die andere von unsern Gespielen, die entweder schon in der Abenddämmerung ihr Haupt neigte, oder die ein wilder Nachtwind entblätterte. Dann betrauren wir sie, und Thränen hängen in unsern Augen. Die Menschen sehen das, aber ohne sich zu bemühen es zu verstehen, läugnen sie, daß diese Tropfen ein Zeichen unseres Gefühls und unseres Schmerzes sind, und sagen, das wäre der Thau, den der Morgennebel über uns ausgeschüttet hätte.

Dieser Beweis von der Ungerechtigkeit der Menschen mußte so schlagend sein, daß für den Augenblick keine etwas zu erwiedern oder hinzuzufügen hatte. Da bildete sich nicht weit von mir eine Gruppe um eine glänzende hoch aufgeschossene Mohnblume. Schon lange hatte ich bemerkt, daß ihre Umgebungen die Köpfe zusammengesteckt und an den für mich so wenig schmeichelhaften Disput gar keinen Theil genommen hatten. Als nun diese Pause eintrat, rief die Schlüsselblume, indem sie laut ihre Glöckchen schwang: Still, still, ihr Schwestern, die Mohnblume will uns etwas erzählen. Die Mohnblume erzählt, hieß es, still! still! und Alles horchte, denn auch das Schilfgras hatte eben sein langes Gedicht vollendet.

Die Mohnblume streckte sich auf ihrem schlanken Stiel, sah um sich und neigte sich dann einige Male hin und her. Ich hatte erwartet, daß sie sich erst lange bitten lassen, Heiserkeit vorschützen und mindestens viele Entschuldigungen voranschicken würde, aber das muß dermalen bei den Blumen noch nicht Sitte sein, denn

die Mohnblume fing frisch weg an zu erzählen: Ihr wollt mich anhören? Wohlan, so will ich Euch, erzählen, wie nach alten grauen Sagen, die sich in meinem Geschlecht von einer Generation zur andern fortgepflanzt haben, wir Mohnblumen einem ganz eigenen Vorfalle unsere Existenz verdanken, denn ihr dürft ja nicht glauben, daß bei Erschaffung der Welt wir Blumen alle auf einmal über die Erde ausgestreut waren. O nein, da kam eine nach der andern und es ging damals ungefähr ebenso her, wie es jetzt noch im Frühling hergeht.

Wie gehts denn im Frühling her? unterbrach sie eilig die Klatschrose.

Das kannst du noch vorher vom Gänseblümchen erfragen, erwiederte die Mohnblume, denn das ist immer schon früh dabei, dann aber stör' mich auch in meiner Erzählung nicht wieder.

Das Gänseblümchen, das meist wenig berücksichtigt wurde, ja sogar bei Vielen für etwas simpel gilt, während seine Cousine, das Tausendschönchen, weil es etwas mehr Erziehung genossen hat, schon höher angeschrieben steht, war zugleich erfreut und verlegen, daß es auch einmal das Wort führen sollte, und ein leichtes Roth zog sich über die weißen Blätterchen, wie man das zu öfterm wohl schon an diesem Blümchen bemerkt hat. Dann hob es das Haupt dankbar zur hohen Gönnerin empor und erzählte, ohne weiter eine Frage zu erwarten.

Was wir dem Winter zu Leide gethan haben, daß er uns armen Blumen so gar gram ist, das kann ich euch nicht sagen und darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Das nur steht fest, daß er uns nicht leiden kann und nicht eher ruht, als bis er uns alle von der Erde vertrieben hat. Aber sein Reich dauert

ja auch nicht ewig und nach ihm kommt unser bester Freund, der Frühling. Der sieht sich nun ganz betrübt um, wenn von allen den bunten Kindern, die er beim Scheiden dem Sommer so angelegentlichst empfohlen hat, keins mehr da ist, und muß sein Haar in lange graue Schleier hüllen, weil er noch kein Blümchen oder Blatt hat, sich einen Kranz zu flechten. Da fährt er denn mit seiner lieben warmen Hand leise über die Erde und winkt und ruft seine Lieblinge, von denen noch keiner das Haupt herausstrecken mag, denn sie sind noch gar erschreckt, so sehr hat sie der rauhe Winter eingeschüchtert. Auch ist diese Furcht nicht ungegründet, denn man hat Beispiele, daß der Winter, wenn er schon weit fort war, umgekehrt ist und die Blumen auf den Kopf geschlagen hat. Einige Blumen zwar, die ein besonders freundliches Gemüth haben, wollen den Frühling nicht lange warten lassen und kommen eiligst hervor. So auch das gute Veilchen. Aber wenn es um sich schaut, und die Erde noch so sehr kahl aussieht, und von all den Schwestern erst so wenig erwacht sind, dann fürchtet es sich und steckt scheu das Köpfchen wieder unter die grünen Blätter. Die Menschen nennen das Bescheidenheit, es ist aber vielmehr Furcht, und dann erwacht in dem Veilchen die so große Sehnsucht nach Gefährtinnen, die sie in ihren lieblichen Düften aushaucht. Armes Veilchen! Diese Sehnsucht bleibt unbefriedigt, und wenn die andern gekommen sind, ist seine Zeit längst erfüllt. Weil es sich aber immer wieder zu den andern Blumen hingezogen fühlt, kommt es zuweilen im Herbst noch auf einige Tage hervor und sein Sehnen ist gestillt. Das ist aber auch der Grund, warum es dann nicht mehr so lieblich duftet als bei seinem ersten Erblühen.

Nun seht Ihr, so geht es im Frühling zu, nahm die Mohnblume ihre Erzählung wieder auf, und ähnlich so ging es auch bei der Schöpfung. Eine Blume kam nach der andern. Zu der Zeit aber, in die meine Sagen reichen, waren schon die meisten versammelt, und es war gar schön auf der Erde, denn überall herrschte Freude und Eintracht. Thiere und Menschen wohnten friedlich bei einander, und da war nichts als Jubel vom Morgen bis zum Abend. Ein Wesen nur, das einzige in der weiten, weiten Schöpfung, theilte nicht dies allgemeine Glück und wandelte traurig über die junge Erde: es war die Nacht. Warum sie traurig war, werdet ihr fragen. Ja seht, sie war einsam in dieser Welt, wo jedes andere Wesen einen Gefährten hatte, und giebt es ein Glück, wenn wir es nicht mittheilen können? Dazu kam noch, daß die Nacht mehr und mehr empfand, was sie sich so gerne verheimlicht hätte: daß sie das einzige Wesen war, dem die andern sich nicht liebend nahen mochten. Denn wie sie auch ihre freiwilligen Lämpchen anzündete, sie mußte doch den Menschen und Thieren die Schönheiten der Erde verbergen, und das wendete Alle von ihr ab. Nicht, daß sie ihr ins Angesicht geklagt hätten, aber in dem Jubel mit dem die Morgensonne begrüßt wurde, sprach es sich deutlich genug aus, wie wenig man der Nacht zugethan war. Das betrübte sie natürlich, denn sie war gut und liebevoll, und sie hüllte ihr Haupt in den dichtesten Schleier um ihren bittern Kummer auszuweinen. Das rührte nun uns mitleidige Blumen gar sehr und wie sich alles von ihr wendete, suchten wir, wie wenig wir auch ihren Schmerz stillen konnten, ihr Freude zu machen, soviel es unsere Kräfte erlaubten. Aber wir haben nichts zu bieten, als nur Farben

und Düfte und an den Farben hat die Nacht seit jeher keine große Freude gehabt. So sparten wir für sie unsere schönsten Düfte auf; ja einzelne, z. B. die Nachtviole, dufteten bei Tage gar nicht, um alle ihre Wohlgerüche der Nacht darzubringen, und diese Gewohnheit hat sie denn auch, wie bekannt, seitdem bewahrt. Doch Alles das konnte die Traurende nicht trösten und sie warf sich in ihrem Schmerz vor den Thron des Schöpfers.

Allmächtiger Vater, hub sie an, du siehst wie Alles glücklich ist in deiner Schöpfung, ich allein ziehe freudelos einsam und ungeliebt über die Erde und habe kein Wesen, dem ich mich in meinem Kummer anschließen kann. Der Tag flieht vor mir, wie sehnsüchtig ich ihm auch nacheile, und wie er, wenden sich alle Geschöpfe von mir ab. Darum allmächtiger Vater, erbarme du dich meines Schmerzes und gieb mir einen Gefährten!

Da lächelte in Mitleid der Schöpfer, erhörte das Gebet der Nacht, schuf den Schlaf und gab ihn ihr zum Genossen. Erkennt man es nicht, daß der Schöpfer ihn lächelnd schuf, daran, daß er nur geliebt ist, nur Segen austheilt; nur Glück und Trost? Die Nacht nahm den Freund in ihre Arme und nun ging eine ganz andere Zeit für sie an. Nicht allein, daß sie nicht mehr einsam war, sondern es wurden ihr auch die Herzen Aller zugethan, seit der Schlaf, der Liebling aller Lebenden, mit ihr kam, wenn sie den Tag von der Erde verscheuchte. Bald finden sich noch andere freundliche Wesen in ihrem Gefolge, die Kinder der Nacht und des Schlafes — die Träume. Die zogen mit den Eltern über die Erde und hatten bald Freundschaft mit den Menschen geschlossen, die damals auch noch in ihrem Herzen wie Kinder waren. Aber leider änderte sich das bald. Leidenschaften

erwachten in den Menschen, und in ihrem Gemüth wurde es trüber und trüber. Kinder verderben leicht in böser Gesellschaft, und so kam es denn, daß auch einzelne Träume durch den Umgang mit den Menschen leichtsinnig, trügerisch und unfreundlich wurden. Der Schlaf bemerkte diese Veränderung seiner Kinder und wollte die ungerathenen schon aus seiner Gesellschaft ausstoßen, da baten die Geschwister für sie und sagten: Laß uns die Brüder, sie sind nicht so schlimm, als sie scheinen, und wir versprechen dir, nach Kräften wieder gut zu machen, wo sie sich in ihrem Muthwillen einmal vergehen! Der Vater erhörte den Wunsch seiner guten Kinder und so blieben auch die bösen Träume in seiner Gesellschaft, die aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, sich wunderbarer Weise immer am meisten zu den bösen Menschen hingezogen fühlen.

Mit dem Menschen wurde es jedoch schlimmer und schlimmer. Einst lag ein Mann in einer herrlichen Nacht auf dem duftenden Rasen und der Schlaf und die Träume waren zu ihm getreten, aber die Sünde ließ sie nicht Macht über ihn bekommen. In seiner Seele stieg ein furchtbarer Gedanke auf, der Gedanke an Brudermord. Vergebens schüttelte der Schlaf aus seinem Zauberstab die beruhigenden Tropfen auf ihn aus, vergebens umgaukelten ihn die Träume mit ihren bunten Bildern, immer wieder entzog er sich ihrer sanften Herrschaft. Da rief der Schlaf seine Kinder zu sich. Laßt uns fliehen, sprach er, dieser Mensch ist unserer Gaben nicht werth! und sie flohen. Als sie fern waren, nahm der Schlaf seinen Zauberstab, halb im Zorn, daß er ihm diesmal seine Kraft so schlecht bewährt hatte, und steckte ihn in die Erde. Oben darauf hingen die Träume spielend ihre leichten

luftigen, bunten Bilderchen, die ſie dem Menſchen hatten ſchenken wollen. Das ſah die Nacht und ſie hauchte Leben in den Stab, daß er Wurzel ſchlüge in die Erde. Er ergrünte, und barg nach wie vor in ſich die Tropfen, die den Schlaf herbeirufen. Und die Gaben der Träume geſtalteten ſich zu zarten, bunten, flatternden Blättern. So ſind wir Mohnblumen entſtanden!

Die Erzählung war beendigt und dankend beugten ſich die Blumen von allen Seiten zur Erzählerin. Da dämmerte der Morgen heran. Als es nun hell wurde, flatterten die Blätter einer Centifolie zerſtreut durch den Wald und hielten ſtill bei jeder Blume, an der ſie vorbeikamen, jeder einen wehmüthigen Abſchied zuflüſternd. Und Thränen hingen in allen Blumen.

Der Tannenbaum.

Warum knarrte denn der Tannenbaum, als das Gänſeblümchen erzählte, der Winter ſei böſe und könne die Blumen nicht leiden? fragte die Linde.

Weil er ſich ärgerte, erwiederte die Eiche, wenn er ſich ärgert, knarrt er. Haſt du das noch nicht gehört, wenn der Wind kommt und durch den Wald brauſt, dann ruft er uns Bäumen zu: Beugt Euch! aber der Tannenbaum ſagt, ſteht feſt! und wenn die Bäume des Waldes dann doch Furcht haben und dem Wind ihr Compliment machen, ſo bleibt der Tannenbaum ganz ſteif ſtehen, dreht ſich nur mißbilligend und knarrt, weil er ſich ärgert.

Was hat das nun mit dem Winter und dem Gänſeblümchen zuthun? ſagte die Linde.

Frag ihn doch, frag ihn doch! plapperte die Pappel, du wirſt ja hören, was er ſagt, er giebt oft ſpitze Antworten. Aber die Linde war doch neugierig. Wer kann's ihr verdenken? Wenn man Jahr aus Jahr ein auf demſelben Fleck ſteht, läßt man ſich nicht gern eine Geſchichte entgehen aus Furcht eine ſpitze Antwort zu erhalten. Wird's zu ſpitz, ſo ſchüttelt man ſich's ab.

und das können die Bäume auch. Die Linde war aber klug und besann sich auf einen passenden Anfang.

Tannenbaum, sagte sie, wie kommt's, daß du immer dasselbe Kleid trägst, Winter und Sommer in kalt und warmen Tagen?

Weil ich nicht eitel bin und immer etwas Neues haben muß, wie ihr, antwortete der Tannenbaum.

Da hast du's, steck's ein! sagte die Pappel.

Unrecht hatte der Tannenbaum aber doch, das war nicht der Grund, denn am Ende konnte er Nichts gegen seine Natur. Doch die Menschen machen's auch nicht besser und rechnen sich's immer als besondere Tugend, was in ihrer Natur liegt. Wer keinen Sinn für Putz hat, schmäht auf die Eiteln; ja es giebt Leute die auf die Poesie schelten, weil sie keine Empfänglichkeit dafür besitzen, und die haben noch mehr Unrecht als der Tannenbaum. Die Linde hätte die Antwort auch beinahe übel genommen und sich mit dem Tannenbaum nicht wieder abgegeben, aber dazu war sie zu neugierig, und das war gut, denn einerseits hilft das Maulen nichts, andrerseits hätte sie dann nicht die Geschichte vom Winter erfahren, und wir auch nicht. Die Linde murmelte also etwas in sich hinein, dann wandte sie sich aber wieder zum unfreundlichen Nachbar und sagte:

Du könntest uns doch wohl etwas von dem Winter erzählen, du kennst ihn ja und, wie es heißt, hast du ihn lieb. Wir Andern wir wissen nichts von ihm, denn wir schlafen, wenn er kommt, du aber wachst und erzählst dir die lange, lange Zeit etwas mit ihm.

Der Tannenbaum schwieg eine Weile, und alle Bäume lauschten, begierig was wohl daraus würde, nur die Weide sagte:

Linde, du haſt Courage, giebſt dich mit dem ab!

Endlich erwiederte der Tannenbaum:

Laßt mich zufrieden, und wenn du von dem Winter etwas wiſſen willſt, ſo bleib wachen. Wer etwas wiſſen will, darf nicht die Zeit verſchlafen.

Jetzt wäre die Unterhaltung aus geweſen, wenn nicht die Eiche ſich in's Mittel geſchlagen hätte. Die ſtand nun ſehr in Anſehen unter den Bäumen des Waldes, weil ſie die älteſte und die ſtärkſte war. Wer weiß, ob ihr erſteres Reſpekt gegeben hätte, wenn nicht letzteres dazu gekommen wäre. Tannenbaum, ſagte ſie, du ſcheinſt ein unfreundlicher Geſell, aber du biſt nicht ſo böſe, und kehrſt nur immer deine rauhe Seite nach außen. Ich kenne dich beſſer, denn ich ſah dich ſchon, als du kaum ein Jahr zähltеſt und erſt einen grünen Sproß gethan hatteſt. Aber warum biſt du barſch gegen deine Gefährten? Hat uns nicht ein Boden erzeugt; umarmen ſich nicht unſere Wurzeln in der Tiefe, wie unſere Zweige in der Höhe? Trotzen wir nicht gemeinſam Gefahren, denen wir Einzeln nicht widerſtehen könnten? Es iſt nicht gut ſich abzuſondern, noch dazu um ſo nichtige Dinge. Weil jene ſich mit Blättern ſchmücken, und du mit Nadeln, weil deine Rinde vielleicht rauher iſt, als die der Buche, darum willſt du dich abſchließen, unfreundlich ſcheinen, was du nicht biſt? Nicht doch, erzähle deinen Gefährten; ſei jetzt, am guten Tage mit ihnen froh, da du doch in ſchwerer Zeit mit ihnen zuſammenhalten mußt.

Das waren ernſte Worte, die Tanne nahm ſie ſich zu Herzen, mancher andere könnte es auch noch. Tannenbaum beſann ſich, dann erzählte er:

Ihr wollt von dem Winter hören? Nun wohlan. Legt euer Vorurtheil ab gegen ihn, denn ich weiß, ihr mögt ihn nicht leiden. Glaubt nicht das ich parteiisch bin, weil er mein Freund ist, ich bin nur wahr, weil ich ihn kenne. Aber zur Sache. Als Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, als die Blumen prangten auf dem Felde und die Bäume im Walde, rief er die Jahreszeiten und sprach: Seht meine Welt, wie schön sie ist, euch übergebe ich sie, theilt euch in Blumen und Bäume, aber liebt und pflegt sie auch. Da waren die Jahreszeiten sehr glücklich und schwelgten mit den Kindern der Natur. Das ging eine kurze Weile, aber da fing hier und da eine Uneinigkeit an sich zwischen ihnen zu bilden. Der kecke unstäte Frühling konnte sich mit dem langsam bedächtigen Winter nicht vertragen. Der glühende Sommer fand den Herbst phlegmatisch. Der Herbst schalt den Frühling, daß er die Blumen verzöge, kurz der Streit wurde immer heftiger, und Blumen und Bäume standen sich am schlechtesten dabei. Da sagte der Herbst: das geht nicht länger, gemeinsam können wir uns nicht vertragen, kommt her und laßt uns theilen! Und so geschah es. Die Jahreszeiten theilten die Erde. An den beiden Polen baute sich der Winter sein Haus, mitten um die Erde schlang sich der Sommer, und Frühling und Herbst schufen sich dazwischen ihr Reich. Daß es nicht ganz bei dieser Theilung blieb, werdet ihr später erfahren, aber fast ist es noch so, und der Winter wohnt noch in seinem alten Hause.

Woher weißt du denn das? sagte die Linde.

Mein Vetter hat mirs erzählt, der ihn einmal dort besuchte.

Gebt Acht, der lügt uns was vor, flüsterte die Pappel dem Nachbar zu.

Wie konnte dein Vetter ihn besuchen? fragte die Linde, muß er nicht fest stehen wie wir?

Das ging so zu: erwiederte der Tannenbaum. Es kamen einmal kühne unternehmende Männer und suchten Holz aus, um ein Schiff zu bauen. Mein Vetter, ein schlanker hoher Tannenbaum, stand recht stolz unter den übrigen Bäumen des Waldes. Kaum hatten sie ihn erspäht, so wurde er gefällt, und sie machten ihn zum Mastbaum. Nun gings in die See. Meinem Vetter gaben die Seeleute ein großes Tuch um und sagten: Halt's fest: Auf seine Spitze aber pflanzten sie ein buntes weit schimmerndes Wimpel. Der Vetter war ganz lustig auf der Reise und versah seine Pflicht wohl, und wenn der Wind kam und ihm das Tuch wegnehmen wollte, hielt er es fest und beugte sich nicht, darum ehrten ihn auch die Schiffsleute vor allen Hölzern des Schiffs. Die Fahrt ging immer nach Norden und siehe da, auf einmal kamen sie an das Haus des Winters. Das Haus sah zwar einfach aber mächtig aus und als das Schiff anklopfte, trat der Winter heraus, ganz verwundert über den seltenen Besuch. Doch aber fiel ihm ein, daß, wenn er kommt, er oft sehr wenig freundlich aufgenommen wird, er fühlte sich also auch nicht zur Gastfreundschaft angeregt und schüttelte sein Haupt, daß die weißen Flocken nur so herumstoben. Da gewahrte er meinen Vetter, und da er uns Tannenbäumen ganz besonders gewogen ist, wurde er gleich freundlich und nun gings ans Plaudern. Da wollte er wissen, wie's jedem einzelnen von seinen Brüdern erginge, und als der Mastbaum alles berichtet hat, fing auch er an zu erzählen, lauter wunderbare Geschichten und was ihr jetzt von mir hört, ist eine davon.

Die Geſchichten nahmen gar kein Ende und der alte Herr war ſo glücklich in ſeinen Erinnerungen, die er nun alle auskramte, daß er das Schiff nicht wieder fortlaſſen wollte und ſich mit feſten Armen um daſſelbe legte. Mein Vetter kann gar nicht genug ſagen, wie ſchön das war, aber je beſſer er ſich befand deſto ſchlechter ging es der Schiffsmannſchaft. Eines Morgens hörte er, daß ſie unter einander beriethen: Unſer Holz iſt verbrannt, unſere Speiſevorräthe gehen zu Ende, ſagte der Steuermann, und wenn das Eis nicht bald aufgeht, ſo müſſen wir jämmerlich umkommen. Laßt uns den Maſtbaum zerhauen und verbrennen, das wird uns wenigſtens eine Zeitlang hinhalten.

Als mein Vetter das hörte, lag er den Winter mit Bitten an, das Schiff frei zu laſſen, und der Winter erhörte ihn, um ſeinen Liebling zu retten, was er den Menſchen zu Gefallen nicht gethan hätte. Er ließ das Eis aufgehen, und das Schiff mit ſeiner Mannſchaft kam glücklich wieder in ſeine Heimath zurück.

Das war gut! riefen die Bäume einſtimmig. — Aber nun laßt mich wieder zu meiner Geſchichte zurückkommen, nahm der Tannenbaum das Wort. Die Erde war alſo eingetheilt und die Jahreszeiten hatten jede ihr eigenes Reich. So wäre es nun auch wohl geblieben, wenn nicht der Frühling in ſeiner unbeſtändigen Art wieder eine Aenderung hervorgerufen hätte. Dem gefiel es nicht immer an derſelben Stelle zu bleiben! er rief die Jahreszeiten zuſammen und machte ihnen folgenden Vorſchlag. Laßt uns anders theilen, ſagte er, und da uns ja die Erde gemeinſam gehört, nicht auf einen Raum angewieſen bleiben. Jeder von uns ſoll eine beſtimmte Zeit haben, wo er die ganze Erde beſitzt, wo er allein zu herrſchen hat. Ich bin's zufrieden,

ſagte der Sommer, wenn ich nur den Gürtel der Erde für mich behalte. — Und ich meine Pole, ſpra[illegible]er Winter; — der leichtſinnige Frühling willigte in Alles, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte, und der Herbſt hoffte darauf ſich auf andere Weiſe zu entſchädigen. So war der Vertrag geſchloſſen, und der Frühling wollte ſchon ſein Reich antreten, da ſprach der bedächtige Winter: Aber damit nicht Einer alles Schöne der Erde für ſich nimmt, laßt uns auch das theilen.

Gut ſagte der Frühling, ich nehme die Knospen!

Mir gehören die Blüthen! ſprach der Sommer.

Die Früchte ſind mein! rief der habſüchtige Herbſt, — und die Blätter der Bäume ſoll der Winter behalten.

Der Winter hatte nichts dagegen, der Vertrag wär geſchloſſen und der Frühling begann ſein Reich. An Baum und Blumen küßte er die Knospen hervor und alles lächelte ihn an. Als nun die Knospen brachen, als tauſend Farben an Blatt und Blume hervorglänzten, nahm der Sommer den Thron der Erde ein. Aber da fing gleich die Ordnung an zu wanken, denn der Herbſt, der immer auf ſeinen Vortheil bedacht war, ſchloß einen beſondern Vertrag mit dem Sommer. Der Sommer mußte ihm Blumen laſſen, er gab ihm Früchte dafür, doch wie man ſagt, ſoll er nicht zu kurz gekommen ſein und das Beſte für ſich behalten haben. Nun bekam er allein die Herrſchaft und ſammelte mit geſchäftigen Händen die Früchte ein, denn dazu hatte er ein Recht. Aber es hatte ſich noch etwas Anderes begeben, wodurch der arme Winter ſehr betrogen wurde. Ihr erinnert euch! daß nach der Theilung die Blätter der Bäume dem Winter zugefallen waren. In der glühenden Liebeszeit aber, als da oben Blatt an

Blatt hing und unten im Grase die Blumen glänzten und coquett ihre tausend Farben entfalteten, hatte ein Liebeln angefangen zwischen Blättern und Blumen. Wie so oft, begann diese Liebe mit allerlei Neckereien. Wenn die Sonne warm und glänzend auf die Blumen scheinen wollte, stellten sich die Blätter der Bäume dazwischen, aber ehe die Blumen sich's versahen, beugten sie sich ab, daß der Sonnenglanz plötzlich herniederfiel und die Kleinen da unten blendete. Die Blumen drückten die Augen zu und die Blätter kicherten oben in den Zweigen. Oder wenn ein erquikkender Regen kam, hoben die Blätter Tröpfchen auf und wenn die Blumen dachten, alles sei vorüber, ließen sie sie herniederfallen, daß die Blumen erschraken und mit dem Kopfe schüttelten. Was zuerst nur Neckerei war, wurde bald Liebesdienst, denn die Sonne wurde heißer und heißer und die armen zarten Blumen wären alle verdorrt, wenn die Blätter nicht wie ein Schild die feurigen Pfeile der Strahlen aufgefangen hätten. Nach diesem tieferen Ernst der Neigung waren ihnen auch die Neckereien nicht mehr genug und sie suchten nach einem Mittel der Verbindung. Doch da oben hingen die Blätter und die Blumen glänzten im Grase. Die Liebe weiß immer Wege zu finden. Es hatten auch Blätter und Blumen bald einen Boten gewählt, der ihnen die Seufzer und Schwüre herauf und hernieder trüge, — den Epheu. Unten bei den Blumen war er entsprossen und schlang sich, ein grüner Kranz, zu den Blättern der Bäume empor, Blatt an Blatt gedrängt, die Leiter süßer Schwüre, eine verschwiegene Liebeskette. Wer erkennte nicht diesen holden Beruf auf den ersten Blick, wen wehete es nicht aus den ewig grünen Ranken an wie verschwiegene Seufzer der schwärmenden jungen Liebe?

Und die Blumen und Blätter begnügten ſich mit dieſer Botſchaft. Da ging des Herbſtes Reich zu Ende und die letzten Blumen wollte er pflücken auf der Flur. Die Blätter blichen hin vor Sehnſucht und lagen dem Herbſt an mit inſtändigen Bitten, nur ein einziges Mal ſie hernieder zu laſſen zu den ſterbenden Geliebten. Und der Herbſt erhörte ſie, obgleich er nicht das Recht dazu hatte und dem Winter vorgriff, dem allein die Herrſchaft zuſtand über die Blätter. Der Herbſt ſchüttelte die Bäume und hernieder flatterten die freien Blätter zur Erde. Nun ging erſt recht ein tolles Liebesleben an. Der Herbſt der ſeine Freude daran hatte, ſpielte eine wilde Weiſe auf; es flogen die Blätter im wirbelnden Tanze um die Blumen herum, bis dieſe matt und müde ihr Haupt ſenkten, und die Blätter bei dem letzten Liede, daß der Herbſt brauſen ließ, ſich niederlegten zum ewigen Schlummer. Da kam der Winter gezogen. Kahl und öde empfing ihn Flur und Wald. Nichts grünte ihm entgegen als wir arme Tannenbäume, denn mit unſeren Nadeln hatte kein Blümchen ein Liebesgetändel anfangen wollen, und der Epheu ſchlang ſich noch von Baum zu Baum, als wollte er dem Winter eine Ehrenpforte ſchmücken, und von Aſt zu Aſt, als wollte er die Treuloſigkeit der Blätter verbergen und den Bäumen einen Schmuck leihen für das verlorene verwehte Laub. Der Winter ſah es bewegt, und während er zürnend die letzten Blätter, die wider Willen verlaſſen und einſam hier und da an den Zweigen hingen, hernieder peitſchte und umjagte über Eis und Schnee, ſprach er feierlich zu den Blättern des Epheus: euch will ich ſchützen, euch will ich bewahren zu dem freundlichen Geſchäft, das ihr euch wähltet; ſeid und bleibt Liebesboten, tragt verſchwiegene Grüße

herüber von Blume zu Blatt, vom Herbſt zum Lenze, ſchlagt eine ewige Brücke von Jahreszeit zu Jahreszeit! euer Beruf iſt umſchlingen und vereinen, ihr, die immer grüne Erinnerung der Fluren und Wälder, ihr ſollt ſelbſt die Strenge des Winters brechen.

So ſprach der Winter zum Epheu, aber uns Tannenbäumen ſchenkte er ſeine vollſte Neigung und bereitete uns Ehren, deren ihr andern Bäume nicht theilhaftig werdet.

Und das wäre? fragten verletzt die übrigen Bäume.

Der Winter iſt die Jahreszeit des Gemüthes, fuhr der Tannenbaum fort, darum hatte er das auch beim Epheu gleich erkannt und geehrt. Die Menſchen wiſſen das, denn zu keiner Zeit ſchließen ſie ſich enger an einander an, als gerade im Winter. So bringt er auch mit ſich das gemüthsreiche, heilige, geheimnißvolle Weihnachtsfeſt; ſo ſeht ihr auch in ſeiner Begleitung den freundlichſten Geiſt, den Weihnachtsmann. Die Menſchen ſagen: der Weihnachtsmann, das iſt die Liebe der Eltern, der Freunde; aber das iſt nicht wahr. Wenn der ſeinen Zauber ausübt, ſo iſt's um die Menſchen geſchehen. Tag und Nacht ſinnt in der erſten Winterzeit die Mutter, aber nur, weil ihr der Weihnachtsmann beſtändig ins Ohr flüſtert. Und wer um Weihnachten ausgeht um zu kaufen, der bringt immer mehr zu Haus, als er wollte, der kürzt ſeinen Beutel immer mehr, als er beabſichtigte. Das ſind nicht die ſchönen Sachen, die ihn reizen, nein, das iſt der Weihnachtsmann, der überall wirkt und flüſtert, der an dem Herzen zieht, daß die Hand ſich öffnet und immer wieder, bis er die reichſte Weihnachtsfreude bereitet hat. Wir Tannenbäume, wir wiſſen das, denn wir ſtehen immer mitten dazwiſchen,

wir ſind die Weihnachtsbäume und in den ſchönſten Weihnachtsjubel ſtellt uns der gute Weihnachtsmann in die Mitte. Wir fehlen nirgends, weder im Schloß noch in der Hütte. Mögen die Eltern noch ſo arm ſein, ein Paar Lichtchen ſtecken ſie doch an unſere grünen Zweige für die jauchzenden Kinder. Gold und Silber hängt an uns hernieder, ſchimmernde Früchte tragen wir, und die Kinder ſchlagen vor uns in die Hände, denn wenn alles andere auch noch ſo ſchön iſt, der Weihnachtsbaum bleibt das Schönſte, ihn hat der Weihnachtsmann in ſeinen eigenthümlichſten wunderbarſten Zauber eingehüllt. Vielleicht lieben die Kinder den Weihnachtsbaum ſo ſehr, weil er ſelbſt iſt, wie ein reiches Kindergemüth. Um die grünen Zweige der Hoffnung ſchlingen ſich allerlei glänzende Bilder, reich und golden ſteht er da, geheimnißvoll und unerklärt. Aber ein glänzendes Bild nach dem andern fällt ab, das Gold war Schaum, die Hoffnungen welken, das Geheimniß löſt ſich, mit dem letzten Flitter, den man abnimmt, ſchwindet das ganze Wunder, und es iſt nichts übrig als ein welker Tannenbaum. In dem Gemüth des Kindes verweht ein goldener Traum nach dem andern, ein Geheimniß nach dem andern, in das es ſich einhüllte löſt ſich, und wie iſt das Leben anders, als des Kindes Gemüth es in ſich trug?

Wenn die Flitter alle fielen iſt deine Herrlichkeit vorüber? fragte die Eſpe. Dann ſteckt man den Baum in den Kamin, ſagte die Tanne, und da hört er oft manch ſchönes Mährchen, das die Menſchen ſich erzählen, wenn ſie hineinblicken in die Gluth. Er hört gut zu, aber wenn etwas vorkommt, was ihm nicht gefällt, dann knackt er, daß die Funken aufſpringen und die Menſchen zuſammenfahren am Kamin. Und wenn auch die goldenen

Aepfel verzehrt ſind, die Kinder blicken doch traurig aus ihrer Ecke, wenn der Weihnachtsbaum aufbrennt.

Seht ihr, das iſt die Geſchichte vom Winter und vom Tannenbaum. Ein andermal erzähle ich euch ein Mährchen, das ein Weihnachtsbaum im Kamine gehört hat, denn die Menſchen wiſſen auch gar ſchöne Geſchichten.

Ja ein andermal. —

Der Waldbach.

Der Tannenbaum hatte ſeine Erzählung mit der melancholiſchen Ausſicht auf eine zweifelhafte Fortſetzung beſchloſſen: ſeine letzten Worte waren leiſe verrauſcht und über den ganzen Wald lagerte ſich eine tiefe Ruhe. Ein Geräuſch nur tönte durch dieſe Feier: das Plätſchern des Waldbachs, der in abgebrochenen Klängen an Stein und Baumwurzel pochte — dieſe ewige Uhr des Waldes. Und wie er dahin murmelte, bald hell aufglitzernd im Sonnenſchein, bald trüb vom Schatten der Bäume und der Wolken, die Bilder verzitterte, die ſich in ſeiner Fläche ſpiegelten, geſtaltete ſich dieſer einförmige Ton zu vernehmlichen Worten und unaufgefordert und doch belauſcht von Blumen und Bäumen begann der Waldbach eine Erzählung.

Baum und Blume hörten aufmerkſam zu. Feierliches Schweigen lag auf dem Walde, nur der Bach plätſcherte weiter, der einzige Ton weit und breit. Das iſt die Waldſtille. Wer kennte ſie nicht; wem wäre ſie nicht ſchon einmal entgegenge-

treten, wie die Sonntagsfeier der Pflanzen des Waldes. Alles ſo ſtill rings und feierlich. Selbſt das Wild athmet leiſer auf und regt ſich nicht, ſelbſt den Jäger überfällt es wie ein heiliger, lieblicher Schauer und er vergißt ſeine Leidenſchaft und ſinkt nieder in das Gras zu der allgemeinen Ruhe des Waldes. Das iſt die Zeit, wo der Bach den Bäumen und Blumen Mährchen erzählt, das iſt die Waldſtille.

Und der Bach erzählte.

Wißt ihr woher ich ſtamme? kennt ihr meine Entſtehung? Vom Wieſenbach weiß man ſie. Da quillt es deutlich hervor, wie ein Brünnchen über einen Stein oder an einem Hügel, das dann größer und größer wird, daß das kurze Kleid von Gräſern ihm nicht mehr genügt; wie ſehr ſich auch ihm zu Liebe, die Halme recken und bis es endlich das ſtarre feſte Mieder von Schilf anlegt mit den lockeren Blüthenflittern oder mit den ſchwarzen Knöpfen. Vom Bergbach weiß man es auch, wo er herkommt. Auf der Höhe liegt der Schnee, die ewige Haube der Berge, die nur die Sonne färbt, wenn ſie auf und untergeht und die die Wolken ſchmücken mit wunderbaren Schleiern, wenn ſie vorüberziehen und daneben in den Schluchten ſchimmert das Eis der Gletſcher ſtarr und dunkelblau in ſeinen Klüften. Oben ſieht es unveränderlich feſt aus, aber innen regt ſich doch ein munteres Leben, da fließt es und quillt es, und durch die Sprünge und Klüfte hindurch ſpielen die Tropfen und Waſſer ein ewiges Haſchen und Verſtecken; denn der Sonnengott küßt unabläſſig die Gipfel des Berges; dieſe beſtändige Liebe rührt und erweicht auch ſein ſtarres Eisherz und dieſe Quellchen ſind die Kinder dieſer

Küſſe; die haſchen und ſuchen bis es ihnen zu enge wird und dann finden ſie ſchon den Ausweg. Aber wenn ſie ans Licht treten, ſtaunen und ſtutzen ſie erſt über die weite Welt, die ſich vor ihnen aufſchließt. Andere neugierige Quellchen kommen ihnen nach und nun wagen ſie ſich weiter, erſt langſam zögernd, dann ſchnell und ſchneller, und dann ſpringt es, ein munterer Bergbach, wie die Gemſe, die nicht weit von ihm geboren wurde, muthwillig von Fels zu Fels. Bald ſchäumt er hoch auf, wie der Schnee des Berges, bald glitzert er klar, ein ungebrochener Spiegel, wie das Eis der Gletſcher, bis er niederkommt in's Thal und ruhig wird in der lieblichen Ruhe der Fluren. Aber woher ſtamme ich, der Waldbach? ihr findet die Quelle nicht, die mich erzeugt, nicht Schnee noch Eis, deſſen Kind ich wäre. Verfolgt meinen Lauf. Hier, denkt ihr, entſpringt er und haſcht hinter einem Stein, einem Moosbügel, aber fort iſt er und weiterhin hinter einer knorrigen Baumwurzel lacht er euch aus. Bald verſtecke ich mich, ein breiter Spiegel, unter tauſend Kräutern und Blüthen, bald verſenke ich mich in ein Geröll von Steinen, die eiferſüchtig auf das Grün des Waldes, ſich auch grüne Mooskappen auf ihre grauen Häupter geſetzt haben, aber da fließe ich weiter und hier tröpfle ich wieder hervor. Ihr findet die Quelle nicht, die bleibt das Räthſel des Waldes. So hört denn, wie ich entſtand. Oben auf einer lichten Wolke, die leiſe über die Fluren wegzog, ſaß ein zartes Elfchen, die Lieblingsdienerin der Elfenkönigin und ordnete das Geſchmeide ihrer Herrin. Da zog ſie aus einem Käſtchen eine lange, lange Schnur koſtbarer Perlen, ein Geſchenk des Meeres. Hüte ſie wohl, hatte Titania geſagt,

die Thränen des Meeres, ſie ſind mein liebſter Schmuck. Die Perlen ſind auch Thränen des Meeres, die es aber nicht ausweint, die es feſt verſchließt in ſeinem Grunde, bis der Fiſcher mit Gefahr ſeines Lebens ſie ans Licht zieht. Sie ſind ſtarr und feſt geworden, aber ſie ſehen in ihrem matten Glanze noch immer aus, wie verweinte Augen. Das Elfchen hatte ſeine Freude an den Perlen und hob die Schnur hoch empor, ob ſie nicht heller ſchimmern möchte im Sonnenſchein; aber die Perle iſt nicht, wie der Edelſtein, der ſeinen Glanz borgt von außen: die Thräne des Meeres ſchließt in ſich ihr Gemüth und glänzt von innen heraus. Hinter dem Elfchen ſaß Puck, der Schalk, der Menſchen neckt und Elfen, und während ſie ſich freute an dem Schmuck, ſchnitt er unbemerkt die Schnur durch und niederrollten die Perlen erſt über die Wolke fort und dann herab zur Erde. Das Elfchen ſaß erſt ſtarr vor Schreck, dann aber raffte es ſich auf und flog von der Wolke hernieder den fallenden Perlen nach. Als es ſo ſchwebte in dem unendlichen Raum zwiſchen den Wolken und der Erde, ſah es, wie die hellen Kügelchen nach allen Seiten hin zerſtoben und rollten und flimmerten, und hoffnungslos wollte es ſchon zurückkehren, da erblickte es unter ſich eine grüne Flur und in dem Graſe und an den Blumen ſchimmerten tauſendfache Perlen, die es für die verlorenen hielt. Noch trug das Elfchen den Kaſten im Arm, in welchem die Perlenſchnur verſchloſſen geweſen war und emſiglich begann es, ſie wieder einzuſammeln. Schon fing das Käſtchen an ſich zu füllen, da gewahrte Titanias liebliche Dienerin, daß es nicht Perlen, die Thränen des Meeres waren, die ſie ſammelte, ſondern Thau, die

Thränen der Blumen und traurig zog sie weiter, das Verlorene zu suchen. Siehe, da erblickte sie in den Augen einer Mutter, die sich über ihr sterbendes Kind beugte, Perlen hangen und sie sammelte sie; dort Thränen der Liebe, und als sie weiter zog, fand sie noch andere weinende Augen; Thränen so viel, daß ihr Kästchen überfloß. Ach, wie viel Thränen werden geweint auf der Erde, denn aus den Augen der Menschen quillt oft ein wunderbares Bächlein, aber seine Quelle kann ich euch nennen, seine Quelle ist das Herz, da muß der Schmerz, die Wehmuth, die Reue, mitunter auch die Freude anpochen, damit das Bächlein fließt. Und dieses Bächlein übt einen wunderbaren Zauber aus, denn das Herz muß schon sehr hart sein, das fremde Thränen nicht mehr bewegen. Oft wollen die Menschen es betäuben und sagen, ich habe kein Mitleid für diese Thränen, sie sind wohl verdient. Das ist aber sehr falsch, denn Thränen bleiben es immer und die kommen auch aus dem Herzen, an das vielleicht um so härter geklopft wurde. — Unser Elfchen hielt nun das Alles für die verlorenen Perlen, schloß das Kästchen fest in den Arm und schwebte damit zur Wolke empor. Ach und das Kästchen wurde ihm immer schwer und schwerer, denn Thränen wiegen nicht leicht und als es dasselbe öffnete, da waren alle die vermeintlichen Perlen zerronnen. Trostlos flog es von Wolke zu Wolke, denn die hatten es alle lieb und klagte ihren Kummer. Die Wolken aber schickten ihren Regen hernieder auf die Erde, um das Verlorene zu suchen. Das strömte und floß, und Baum und Kräuter beugten sich und den Thau wischte es ab, aber die Perlen fand es nicht wieder. Puck, der Schalk sah das, sah den

Schmerz des armen Elfchens, den er verſchuldete und das that ihm doch leid, denn necken wollte er, aber nicht bekümmern. Nieder tauchte er in den Schooß der Erde und holte von ſeinen Freunden, den Kobolden und Gnomen, bunte, ſchimmernde Erze, glänzende Flitter und trug ſie herauf zum Elfchen. Da haſt du all' den Plunder wieder, und beſſer und glänzender, ſagte er.

Das Elfchen jubelte und die Wolken hörten auf zu regnen. Aber als es die Gabe näher betrachtete, war es eitler Tand und Schein und zornig ergriff es die Schaale, worin ſie lag und ſchleuderte ſie weit hin, daß die ſchimmernden Stückchen in einem weiten Bogen über den ganzen Horizont flogen. — Das war der erſte Regenbogen. Wenn ſeitdem die Wolken wieder weinen, holt Puck auch immer wieder ſeine Flitter und das Schauſpiel wiederholt ſich. Schön iſt der Regenbogen, wir alle freuen uns darüber und die Menſchen auch. Aber trügeriſch, eine Gabe der Gnomen, ein Bauwerk Puck's des Schalk's, iſt es doch. Das wiſſen die Menſchen wohl, denn wenn ſie ihm nacheilen, läuft er unerreichbar vor ihnen her und auf einmal iſt er verſchwunden. Wo blieb er? Er fällt in den See, ſagen die Kinder, und die Nixen machen ſich ihre bunten Gewänder daraus. Was damals der Zufall erzeugte, baut Puck jetzt ſelbſt auf. Mit ſeinen Schätzen zieht er über den Himmel und wenn ihm dann etwas übrig bleibt, fliegt er auch wieder zurück und baut aus den Reſten einen zweiten kleineren, weniger glänzenden Bogen. Darum ſeht ihr ſo oft doppelt am Horizont dieſe glänzende Erſcheinung; darum immer nur, wenn die Wolken weinten aus Mitge-

fühl mit dem Kummer der Elfen, die Puck neckte und dann doch zu tröſten ſucht.

Unſer Elfchen ſaß noch immer traurig auf der Wolke und konnte ſich nicht erfreuen an dem erſten Regenbogen, den es ſelbſt hervorgebracht hatte. Da trat Titania zu ihr. Diesmal war die launiſche Königin ſehr heiter und als ihr die Dienerin die Urſache ihres Kummers erzählt hatte, lächelte ſie und vergab ihr ſchnell. Vielleicht konnte ſie ſich leichter über den Verluſt fortſetzen, weil ihr ſchon ein Geiſt des Meeres, deſſen Herz ſie gewonnen, einen anderen Perlenſchmuck verſprochen; denn die Großen ſind freigebig, ſelbſt mit den Thränen, die ihnen anvertraut ſind. Aber was ſollten ſie nun beginnen mit dem ſchweren Inhalt des Käſtchens, den das Elfchen noch immer im Arme trug?

Eile nieder zu der heimlichſten, traulichſten Stelle meines Waldes, ſagte Titania, und gieße dieſe Tropfen aus zwiſchen die duftigſten Kräuter, laß dieſe Thränen bleiben, was ſie ſind, aber vereint ſollen ſie fließen, — eine große Thräne des Waldes.

Die Dienerin gehorchte dem Befehle der Königin und ſo floß der erſte Waldbach dahin, ſo hatte auch der Wald ſeine Thränen. Wißt ihr nun, woher ich entſtehe? Wie von der Thräne des Menſchen, iſt auch meine Quelle das Herz, das verborgene Herz des Waldes. Wenn die Wehmuth, die Sehnſucht, der Schmerz an daſſelbe pochen, dann fließt die Thräne. Im Sommer, wo ſo manches Kind des Waldes geknickt und vernichtet wird, fließe ich leiſe, aber unaufhaltſam. Im Herbſt, wenn alles ſchied, beweine ich im ſtillem Schmerz die Blüthen und

Blätter, die oft der Wind in meinen Lauf ſtreut, damit der Kummer um ſie auch ihr Grab werde. In der wüſten Einſamkeit des Winters erſtarre ich und die Thräne wird zur Perle, wie der verſchloſſene Kummer des Meeres. So hänge ich an den Wurzeln, an den Steinen in mattem Glanze verweinter Augen. Aber im Lenz, wenn die Sehnſucht aufgeht in allen Herzen, dann fließt die Thräne des Waldes in Wehmuth und Freude, dann ſchwelle ich hoch auf und trete über die Grenzen meines Laufes, um Blumen und Gräſer zu begrüßen, ſo weit ich kann. Oft auch weckt mich das Mitgefühl, denn wenn die Wolken Regen weinen oder die Blumen Thau, dann auch ſchwillt der Waldbach. Fühlt ihr es nicht, daß meine Quelle das Herz des Waldes iſt, an meiner ganzen Erſcheinung, an dem Hauch von Gefühl und Wehmuth, der euch aus mir entgegen athmet: Das melancholiſche Schilf drängt ſich an mich heran; wo ich fließe, ſprießt vor allem das gefühlvolle Vergißmeinnicht, das ſanft aufblickt wie treue, blaue Augen in der Abſchiedsſtunde. Die Thränenweide in ihrer ewigen Trauer hängt ihre Zweige hernieder bis in meine Wellen. Ueberall errege ich das Gefühl. Selbſt der Stein, der an meinen Lauf ſtößt, der unwandelbare Stein, an dem die Zeit unbemerkt vorüberſchreitet, er weint mir nach in lichten Thränen, wenn ihn meine Welle berührte und meine Küſſe ſind das einzige, dem er nicht wiederſteht. Darum liebe ich den Stein.

Die Menſchen wiſſen eine ſeltſam traurige Sage von einem Mann, der alles überlebt, den der Tod ewig flieht. So gemahnt mich der Stein, er iſt der Ahasverus des Waldes und er könnte

euch manches erzählen, denn ſein Gedächtniß ragt in längſt vergangene Zeiten.

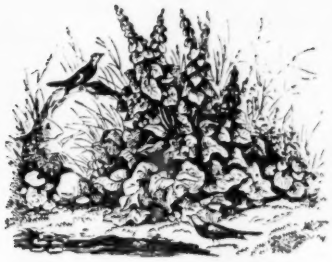
Puck, der Schalk, iſt nun neidiſch auf den Waldbach, den er mit ſeinem Flitter ausſtechen wollte und der nun doch eine ewige Bedeutung erhielt und oft wirft er mir neckiſch eine knorrige Wurzel, einen ſpitzen Stein in den Lauf, daß meine Tropfen hoch aufſpringend zerſtäuben. Dann ſeht ihr im Sonnenglanze bunte Farben, wie die des Regenbogens, mich umſpielen. Das ſind die Flitter Puck's, die er neben meinen Glanz hängt, als wollte er ſagen: Nun ſind meine Gaben nicht doch ſchöner? Aber ſchnell ſind ſie verronnen und ich fließe unverändert. So drängt ſich oft das Komiſche und Schalkhafte in die Nähe des Traurigen und Wehmüthigen, als wenn ein neckiſcher Geiſt es erzeugte. Selbſt das Herz des Menſchen, wenn es brechen will im tiefſten Kummer, zuckt oft in komiſcher Regung; ſelbſt um das weinende Antlitz ſpielt oft ein Zug des Lächelns. In der tiefſten Harmonie der Natur begegnet uns oft eine barocke Verzerrung. Zwiſchen den reichen Teppichen der Raſen, der gerundeten Fülle des Laubes ſtreckt ſich eine knorrige Wurzel, ein verwelkter, trockner Aſt hervor, unter den geſunden, vollen Roſen findet ſich auf einmal eine verkümmerte, die zwiſchen den Schweſtern hervorblickt, wie ein verzerrtes Geſicht. Das alles bringt Puck zu Wege. Aber ein tiefes Gemüth weiß, wie die Natur, alle dieſe Unarten auszugleichen.

So ſchloß der Waldbach. Noch dauerte die Stille fort und nur leiſe rauſchte und flüſterte Blatt und Blume. Da knarrte es plötzlich, krachend brach ein dürrer Aſt auf dem Gipfel

einer Eiche: er ſtürzte hernieder, daß die Blätter oben aus einander ſtoben und die Blüthen unten zerknickten und fiel praſſelnd in den Bach, daß die Tropfen hoch aufflogen und er ſich düſter aufwühlte aus der Tiefe. Eine Sekunde und alles war wieder ſtill. —

Das auch hatte Puck gethan, der Schalk.

Der Stein.



Lange aber blieb es nicht still, das war nur der erste Schreck. Wie wäre das auch möglich? Wo so viele zusammen stehen, und so dicht neben einander leben, da giebt's immer etwas zu plaudern. Aber Blumen und Bäume hatten Geschmack gefunden an dem Erzählen und hätten gern noch mehr gehört.

Wenn der Stein wirklich etwas zu erzählen weiß, sagte ein hoch aufgeschossener Fingerhut, so wollen wir ihn bitten, es uns mitzutheilen, ja eigentlich ist es Pflicht, daß er auch einmal etwas für die Unterhaltung thut, denn er drängt sich zwischen uns, stört unser Zusammensein und bleibt ewig stumm.

Fingerhut ist wieder am neugierigsten, sagte die Erdbeerblüthe.

Neugierig? erwiederte der Fingerhut, das muß ich mir immer vorwerfen lassen, und woher diese Beschuldigung?

Weil du so neugierig bist, schießest du so hoch auf, um recht weit sehen zu können, sagte die Erdbeerblüthe.

Thorheit, sprach der Fingerhut, das thue ich um über den Stein fortzusehen.

Ausrede, murmelte Erdbeerblüthe.

Was thuſt du denn? fragte Fingerhut.

Ich trage Früchte!

Was ſtreitet ihr euch, ſagte die Buche von oben hernieder. Ihr ſeid eine ſo eitel und eine ſo neugierig, wie die andere, und das iſt auch natürlich, was nur ein Jahr alt wird, ſteckt freilich immer in den Kinderſchuhen.

Das unvorſichtige Wort hätte faſt einen gewaltigen Krieg hervorgerufen. Denn alle Blumen fanden ſich gekränkt und beſchloſſen einſtimmig die Beleidigung nicht ungeſühnt zu ertragen. Es wurde die Schwertlilie, der Commandant des ſtehenden Heeres berufen. Die leichten Truppen der Eiſenhütchen rüſteten ſich, und das ſchwere Geſchütz der Stechäpfel wurde in Bewegung geſetzt. Die Parteien des Fingerhut und der Erdbeere, die eigentlich die ganze Aufregung hervorgebracht hatten, beſchloſſen ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen, Neſſeln und Diſteln, als Landwehr der Blumen, wurden einbeordert, und ein Aufruf an die Freiwilligen erlaſſen. Die Roſe war am ſchnellſten bereit und wetzte ſchon ihre Dornen. Nebenbei ſei es bemerkt, daß ſie einen beſondern Groll auf die Bäume hatte, weil dieſe ſie nicht als ihres Gleichen anerkennen wollten, obgleich ihr Stamm ſich oft zu ganz ſtattlichen Bäumchen erhob. Der Streit war nun ſchon ſeit unendlichen Jahren geführt und die Diplomatie der Blumen und Bäume hatte ſchon viel hin und her verhandelt, wobei beſonders die Kugelakazie ſich ausgezeichnet hatte, die ſich der Sache der Roſe, weil ſie mit den hochſtämmigen Roſen in genauer geſelliger Beziehung ſteht, mit großem Eifer angenommen hatte. Leider waren die Verhandlungen nach

Art der Blumen und Bäume, alle mündlich geführt, sonst würde man einen gewaltigen Stoß von Akten über diesen Streit besitzen, die schon darum großen diplomatischen Werth hätten, weil man auf der letzten Seite grade so weit war, als auf der ersten. Uebrigens waren auch die andern Blumen, die nicht wie die Rose eine Privatsache zu verfechten hatten, in diesem Kampf der Ehre nicht müßig gewesen, namentlich hielt die Anemone lange Reden über die Rechte der Blumen und das Schilfgras machte Gedichte. Die Heidelbeere füllte ihre Fäßchen und meldete sich als Marketenderin und ein großes Corps verschiedener Blumen war schon zu einer Freischaar zusammengetreten, sprach viel, und nicht ohne Begeisterung, vom Sterben für das allgemeine Wohl und malte sich dabei im Stillen den Jubel und die Rolle, die sie, jede einzeln, bei dem großen Sieges- und Triumph-Fest spielen würden mit den lebhaftesten Farben aus.

Die Sache war wirklich bedenklich und wenn die Blume sich auch grade noch nicht rüsteten, so war doch mehreren unter ihnen der Streit aus Bequemlichkeit nicht angenehm und namentlich der Tannenbaum war verdrießlich, denn da er eben noch von dem zärtlichen Verhältniß der Blumen und Baumblätter erzählt hatte, konnte er damit arg Lügen gestraft werden. Uebrigens ging auch bei den meisten Blumen der Kriegseifer sehr schnell vorüber. Sie hätten lieber den Stein erzählen gehört und so war es allen erwünscht, daß der Weißdorn und die Brombeere sich ins Mittel schlugen und über den Frieden verhandelten. Die Brombeere war besonders eifrig, da sie sich mit der Erdbeere etwas verwandt rechnete, die doch indirekt die Uneinigkeit angefangen hatte, und der Weißdorn, der zwischen Baum und

Blume ſteht, war gewiß ein ſehr guter Vermittler dieſes Streites. Doch war die Ausgleichung nicht leicht, denn die Buche war durchaus nicht zu bewegen, ihre beleidigenden Worte ganz zu wiederrufen. Endlich fand man den Ausweg, daß die Buche erklärte: Sie könne zwar nicht zurücknehmen, daß die Bäume älter würden als die Blumen, aber ſie erkenne an, daß der Stein noch älter wäre als die Bäume. Uebrigens könne ſie verſichern, daß ſie ihre Aeußerung durchaus nicht gethan hätte, in der Abſicht die Blumen, für die ſie immer die größte Hochachtung gehabt hätte, irgend zu beleidigen. Damit dachte ſie ſich nichts zu vergeben. Der Fingerhut murrte zwar, und die kluge Nelke behauptete im Stillen, dies wäre eigentlich gar nichts geſagt, aber die Blumen gaben ſich zufrieden und gegenſeitige Achtungs- und Freundſchafts-Verſicherungen beſchloſſen den Streit.

Die Rede der Buche hatte wieder auf den Stein aufmerkſam gemacht und die Luſt ihn zum Sprechen zu bringen, wurde lebendig, denn nach dem Kriegsgeſchrei und der ſtürmiſchen Aufregung ſehnte ſich alles nach einer phantaſtiſchen Erzählung.

Wie war aber dem ſtummen, wenig mittheilenden Stein beizukommen? Die Bäume wollten den Bach auffordern den Stein zu bereden, da der ſich eines beſonders freundlichen Verhältniſſes mit ihm gerühmt, und eigentlich auf ſein Wiſſen aufmerkſam gemacht hatte. Die Blumen glaubten am beſten durch das Gras zum Ziele zu kommen, das wieder mit dem Moos befreundet iſt und ſo dem Stein ſeine Wünſche mittheilen könnte. Der eben geſchloſſene Friede ſtand bei dieſer Verſchiedenheit der Anſicht wieder auf ſehr ſchwachen Füßen, da ſchlug der Bach ſelbſt einen andern Weg vor.

Bittet das Farrenkraut mit dem Stein zu unterhandeln, das iſt weder Blume noch Baum, das iſt der Fächer des Steins, ſein geheimnißvoller Vertrauter, der über ihn ſich ſchmiegt und beugt, ihn liebkoſ't und ſchmeichelt, ihm würde er nichts abſchlagen.

Farrenkraut, ſagten die Blumen, willſt du den Stein überreden? Farrenkraut nickte ernſt und ſchwieg end. Alles lauſchte, der Bach murmelte als ob er auch zuredete, Niemand hat's erfahren ob er es that. Die Bäume ſchüttelten ſich noch einmal um dann recht ſtill ſein zu können und die Blumen ſteckten alle ihre Köpfchen aus dem Graſe empor. Unterdeſſen hatte das Farrenkraut dem Stein den Wunſch des Waldes zugeflüſtert und wunderbar aus den breiten Blättern hervor, rauſchend durch das Moos, das ihn deckte, tönte folgende Erzählung des Steines:

Wohl hat der Bach Recht, daß ich der Aelteſte bin im ganzen Walde und von Zeiten weiß, die längſt vor eurem Gedächtniß liegen. Ueberhaupt iſt in den Erzählungen, die ich von euch gehört habe vieles Wahre, wenn auch hier und da manche Berichtigungen nothwendig wären. Wahr iſt's wie die Mohnblume euch erzählte, daß eine Blume nach der andern auf der Erde erblühte, wahr auch die Erzählung des Tannenbaums, daß die Jahreszeiten ſich in die Erde theilten, aber vor dem lag eine lange, geraume Zeit und mancher Kampf mußte gekämpft werden, ehe das alles ſo weit kam. Als Gott der Herr die Welt geſchaffen hatte, war die Erde ein großer gewaltiger Fels, hart und öde, doch feſt und unerſchütterlich. Wie der ſo kalt dalag, ſchickte der Herr die Elemente um ihn zu erwärmen und zu befruchten; drei mächtige Geſchwiſter. Zuerſt kam in ſeinem Kleide

von Purpur und Gold, der älteste Bruder, das Feuer. Gewaltig, unbändig stürmte er durch die Erde, pochte und wühlte an dem Felsen, aber der war hart und nicht leicht zu bezwingen; und wie auch das Feuer ihn anglühte, er erweichte sich nicht unter seiner Gewalt. Es entspann sich ein wilder Kampf. Hier und da brach das Feuer wohl die Starrheit des Felsens und splitterte groß und kleine Stücke von ihm ab, die es dann im Siegesübermuth weit hin schleuderte. So sind wir groß und kleinen Steine entstanden und wie das Feuer uns ausstreute, so liegen wir noch auf der Erde ausgebreitet, ohne Plan und Ordnung, nach der Laune eines ungezügelten Elementes. Aber der Kampf schlug nicht immer glücklich für das Feuer aus und in demselben Maße, wie es sich austobte und schwächte, sammelte der Felsen Kraft und Gewandheit dem Gegner zu widerstehen. So kam es endlich, daß das Feuer unterliegen mußte; der Felsen nahm es gefangen und schloß es mit mächtigen Fesseln in seinem Kern ein. Da liegt es noch. Daß jeder Stein Feuer birgt, das wißt ihr alle, denn wenn sie zusammenschlagen, oder wenn der Mensch, der das Feuer liebt und es sich wieder zum Knechte gemacht hat, mit dem Stahl einen Stein streicht, springt der Funke heraus. Doch das sind alles kleine zersplitterte Theilchen der großen Gewalt. Wie aber das Feuer im Kern der Erde noch immer arbeitet und wühlt, will ich euch später erzählen. Als das Feuer so besiegt war, kam sein jüngster Bruder, im grünlichen Kleide mit Silber — das Wasser. Der war schon klüger und erfahren und hatte auch leichteres Spiel, denn eines Theils konnte er die Siege des Bruders benutzen, anderen Theils hatte dessen Schicksal ihn schon mit dem Gegner bekannt gemacht.

Da er alſo ſah, daß jener im offnen Kampfe ſo wenig hatte ausrichten können, legte er ſich auf's Bitten und Unterhandeln. Er ſpülte und klopfte an dem Felſen; er ſchmeichelte und kämpfte, bald mit Bitten, bald mit Liſt, bald mit Gewalt.

So nahm die Erde ſchnell ein andres Anſehen an, denn da das Waſſer alle die Orte in Beſitz genommen hatte, die ſein Bruder erkämpfte, ſo hatte es auch gleich feſten Fuß gefaßt. In dem weiten Becken, wo jetzt das Meer iſt, breitete es ſich immer weiter aus. Gutwillig erlaubte das der Fels, aber liſtig ſtieg das Waſſer immer höher und dann brach ſich's auch wohl mit Gewalt durch, wo jetzt Thäler ſind und das Waſſer die Flüſſe eingeniſtet hat. Wie ſich nun der Fels auch das gefallen ließ und nur die Ufer als Grenzen ſteckte, wurde das Waſſer immer ungenügſamer, und trat oft weit über die Ufer fort auf den Felſen hin. Aber der war ſich auch ſeines Rechtes und ſeiner Kraft bewußt und jagte das Waſſer zurück. Das wich nun wohl, aber es hatte eine Liſt erſonnen, durch die es nicht alles aufgab. Alle die leichten Splitter der Felſen, alles was es durch ſein Spülen und Schmeicheln von dem harten Gegner abgeweicht hatte, barg es auf ſeinem Grunde. Wenn es nun über die Ufer getreten war und zurück gejagt wurde, ließ es von dieſer Miſchung von Waſſer und Fels zurück, und der Fels litt es, weil es ja auch ein Theil von ihm war. So ſonderten ſich Meer, Fluß, Fels und Erde. Aber noch war und blieb alles unfruchtbar und öde, denn was gezwungen gegeben wird, hat keinen Segen. Da ſandte der Herr die holde Schweſter der Elemente, im weichen blauen Gewande, — die Luft, um alles zu vermitteln und zu beſeeligen. Die fing damit an Frieden zu

ſchließen zwiſchen dem Felſen und den Elementen. Zwar wollte er das Feuer nicht wieder freilaſſen, aber die Luft erhielt die Erlaubniß den gefangenen Bruder, ſo oft ſie wollte, beſuchen zu dürfen. So oft ſie das nun that, nahm ſie von ſeiner Gluth mit und ſchüttete ſie aus über die ganze Erde. Da begann ſich's auf dem Boden zu regen. Keime knospten und ſchlugen Wurzel. Aber die Gluth des Feuers thut's nicht allein, mildernd und kühlend muß das Waſſer den Boden tränken, wenn es grünen und gedeihen ſoll. Das Waſſer war gern bereit, doch ſeine Grenzen waren ihm angewieſen; da ſog die Luft die ſehnſüchtigen geſchwiſterlichen Küſſe, die Grüße des Waſſers ein, trug ſie hinüber über den Boden und ſchüttete ſie aus. Und grün wurde es; Baum und Blüthe ſproßte und Menſch und Thier konnte leben auf der Erde. So beſucht die Luft wechſelnd die Geſchwiſter und jedes giebt ihm ein Gaſtgeſchenk mit. Jener, feurige Gluth, dieſer, weiche Wolken. Das ſeht ihr noch immer. Noch immer ſeht ihr die Luft bald in der glühenden Farbe, die die Umarmung des Feuers ihm leiht, bald in dem trüben Gewande, das das Waſſer im Scheiden ihm umhing. Ihr ſeht das Feuer des Abendroth's, ſeht die Gluth des Morgenlichtes, ſeht die Nebel aufſteigen, wenn die Luft ſich vom Waſſer trennt, ſeht die Wolken ziehen. Aber die Wolken, die Kinder des Waſſers, fühlen ſich nicht wohl fern von der Erde. Die Luft läßt ſie fortragen von ihren Dienern, den Winden, aber die Wolken ſehen ſich ſehnend um und weinen in unbeſiegbarem Heimweh, bis ſie ganz gelöſt in Thränen zur Erde zurückkehren. Dann wollen auch die Feuer, welche die Luft entführen ließ, nicht mehr bei ihr weilen, und wie die Wolken ſich niederſtürzen, ſo zucken auch ſie herab zur Erde, jene

weich und ſehnend, dieſe wild und donnernd. So entſteht das Wunder des Gewitters, das ergreift alle Weſen der Erde. Die milde Sehnſucht der Wolken theilt ſich mit wie die brauſende Gluth des Blitzes. Ein feuriger Schauer, gemiſcht mit ſehnendem Gefühl wie Heimweh, erfaßt Menſch und Thier, Baum und Blüthe. Aber der Segen der Luft geht mit, und wenn Feuer und Waſſer zurückgekehrt ſind zur Erde, dann geht alles auf in Stärkung und Gedeihen.

Wie es nun weiter wurde, wie ſich die Jahreszeiten einrichteten, wie die Pflanzen entſtanden und wuchſen, das habt ihr alles gehört. Wir Steine ſehen das nun um uns ergrünen und blühen, wir die wir wußten von früheren Zeiten des Kampfes und der Unordnung, wir freuen uns daran, wenn wir auch vertrieben und überſehen, wenig geachtet auf dem Boden liegen, der früher ganz unſer Eigenthum war. So war es denn ſehr thöricht geſprochen, wenn die Fingerhutblume ſagt, wir drängten uns überall dazwiſchen, denn ihr andern drängt euch um uns herum und wollt uns nicht einmal das Stückchen Platz gönnen, auf dem wir beſcheiden, ruhig uns lagerten.

Der Fingerhut wurde roth und blickte verlegen mit allen ſeinen Blüthenglocken zur Erde. Die Erdbeerblüthe kicherte unter ihren drei grünen Blättern, und die Buche fing oben an zu rauſchen. Da wurde dem Bach angſt der alte Streit möchte wieder anfangen und er ſagte:

Wohl ſind wir, grauer Alter des Waldes, dir für deine Erzählung dankbar, aber vieles biſt du uns noch ſchuldig.

Was wollt ihr wiſſen? fragte der Stein.

Was das Feuer im Kern des Felsens anfängt und ob es sich seine Gefangenschaft gutwillig gefallen läßt?

Letzteres nicht ganz, erzählte der Stein, denn wenn die Besuche der Schwester es auch zerstreuen, wenn es auch durch ihre Vermittelung den Trost hat zur Befruchtung der Erde beizutragen, so hofft es doch im Stillen noch immer auf Befreiung, vielleicht gar auf die Herrschaft der Erde. Das wäre aber ein großes Unglück und gewiß das Ende aller Dinge. Das wissen das Wasser und die Luft auch wohl, und sorgen dafür, daß das Feuer nicht zu große Gewalt gewinnt. Wo das sich zeigt, kommt auch die Luft herbei und küßt den geliebten Bruder, der aus dem Kusse heller, heiterer und kräftiger aufflammt, aber sie wacht auch, daß die Gluth sich vertheilt und nicht zu mächtig werden darf. Kann sie's nicht allein bezwingen, dann muß das Wasser kommen, und nach einem oft rauschenden Streit, wird das Feuer wieder zur Ruhe gebracht. Das sitzt dann wieder still im Felsenschooße, tief im Grund der Erde, und da sinnt es sich allerhand Spielereien und Possen aus, mit denen es sich die Zeit vertreibt. Zuerst schmolz, braute es an dem Stein und malte dann das Gekoch mit den Farben seines Gewandes purpurn und glühend. Das war das Gold. Dann borgte es sich vom Wasser, das durch die Ritzen des Felsens zu ihm drang, die lichte Farbe, und malte das Silber. Selbst dem Felsen, seinem Kerkermeister, wußte es mitunter von seinem röthlich, schwarzen Gewande etwas abzuschmelzen und malte damit das Eisen. Bei allen diesen Dingen ist nun nicht viel Segen, wie ihr leicht denken könnt. Gold und Silber sind trügerische Dinge,

wie ſehr die Menſchen in ihrer Thorheit ihnen auch nachſpüren, und das Eiſen, das meiſt in der Zeit entſtanden iſt, wo der Felſen dem fruchtbaren Boden um ihn herum nicht ſehr zugethan war, läßt ſich noch immer dazu gebrauchen denſelben aufzuwühlen und zu durchſtöbern; es iſt und bleibt ein mürriſches, unzufriedenes Metall, weil der Felſen ärgerlich und verdroſſen die Farben dazu gegeben hat. Weil aber das Feuer doch das beſte Theil dazu that, iſt der Schaden, den das Eiſen dem Boden zufügt, nicht ſo gar groß; es ſtrömt vielmehr Befruchtendes aus ihm in die Erde. Wir Steine mögen es aber doch nicht ſehen, daß der gute Boden ſo zerfleiſcht wird und wenn das Eiſen recht im Zuge iſt, ſpringen wir vor, fangen den Stoß ab und fügen dem Eiſen bedeutenden Schaden zu.

Gold, Silber und Eiſen war fertig, da wurde das Feuer überdrüſſig immer in denſelben Farben zu malen, und es trug der Luft auf, wenn ſie wiederkäme, ihm von der Erde andere mitzubringen. Die ſammelte die Gräſer und Blumen und trug ſie ihm herab. Freilich konnte ſie nicht viel bringen, aber das Feuer malte doch mit dem Grün des Graſes, mit dem ſanften Farbenſchmelz, den es aus dem Strauß nimmt, den ihm die Luft bringt, allerlei bunte Steinchen, die es alle mit ſeiner Gluth durchwebte. So ſieht es im Grund der Erde, den ihr euch vielleicht recht ſchwarz und ſchaurig denkt, prächtig und ſchimmernd aus, denn die bunten Edelſteine flimmern an den Wänden, ſie, die Blumen der Tiefe, die Augen des Felſens. In der Werkſtatt des Feuers fällt aber wohl ein Mal ein Tröpfchen Farbe vorüber, oder das Feuer wiſcht ſeine Pinſel aus mit denen es Gold,

Silber und Edelsteine malte. Da entsteht dann das Flimmergold, die falschen Erze, die unechten Steine, die scheinen und nicht sind, die locken und täuschen, dieselben, von denen euch der Bach erzählte, daß Puck den Regenbogen daraus aufbaue.

Haben wir doch nie gesehen, daß die Luft unsere Geschwister entführt, sagte die Tulpe und neigte ungläubig das Haupt.

Weil ihr nicht Acht gebt, sprach der Stein. Beobachtet einmal das Abendroth; da malen sich die Farben in der Luft, die ihr sonst nicht erblickt. Da ist das Kleid der Rose, das Gelb der Krokos, das Violet des Veilchens, das Grün der Gräser, hochrother Schein des Mohns dazwischen; tausend Farben, die sich in Worten nicht sagen lassen. Nicht alle Abend, aber mitunter seht ihr dies wunderbare Gemisch, dies Sondern und Verschmelzen. — Das ist ein Strauß Blumen, den die Luft in der Hand hält, um ihn dem Feuer zu bringen.

Ihr seht freilich nur den Schein der Farbe, denn es ist zu weit, die einzelnen Geschwister zu erkennen, aber wenn ihr euer Herz früget, würdet ihr es wohl gewußt haben. Es zieht euch mächtig hin, ihr alle wendet eure Köpfe diesem leuchtenden Strauß zu, denn die Sehnsucht der scheidenden Geschwister zieht euch unwiderstehlich, wenn auch unbewußt, nach. Seht ihr, mit dem Gemüth habt ihr das lange gewußt. Aber so seid ihr Wesen der Erde, die Menschen mit eingeschlossen, was ihr fühlt, das mögt ihr nicht glauben, und das Beste was es auf der Welt giebt, danach mögt ihr den Verstand vergebens fragen, das sagt euch doch nur das Herz. Was machte aber das Feuer mit dem Strauß, wenn es ihm die Farbe aussog? fragte das Vergißmeinnicht.

Dann bewahrt es ihn, farblos zwar, aber glänzend und unvergänglich in den Schichten der Felsen. Da sind die Blätter, die Sterne der Blumen, da wachsen die schimmernden Kristalle.

Der Erzähler schwieg, da fragte die Eiche:

Verzeih mir, wenn das, was ich dich jetzt fragen will, dich beleidigt, aber es geschieht gewiß nicht, um dich, der so klug ist und so viel weiß, zu kränken. Sieh, ich bin nach dir der Aelteste im Walde, ja, ich heiße nach dir, denn meines Alters wegen, meiner Festigkeit nach, diesen beiden Tugenden, die ich mit dir theile, nennt man mich die Steineiche. So habe ich schon ein Recht auf dein Vertrauen. Wir andern hier auf der Erde, wir haben einen Zweck, einen Wechsel, wir wachsen und blühen, wir tragen Früchte, je nach unserer Art. Ihr Steine aber liegt unverändert, immer dieselben, immer am selben Fleck. Ist das nicht traurig und langweilig zugleich?

Ihr seid wie die Menschen, sprach der Stein, halb lächelnd, halb gereizt. Euch und euer Thun und Treiben haltet ihr für unbeschreiblich wichtig, für den Zweck und den Mittelpunkt der ganzen Schöpfung. Ihr wächst, blüht und tragt Früchte. Was glaubt ihr denn, was damit gewonnen ist? ihr verwelkt und seid vergessen. Die Zeit streicht mit ihrer Hand über die Stelle, wo ihr standet, und eure Spur ist verwischt. Jeder Einzelne, was er auch sei, ist ein Tropfen nur in dem großen Ocean der Natur. Wer bemerkt den, als jeder selbst?

Wer kann wissen, wozu er da ist? Ich aber langweile mich nicht, wenn ich nun auch schon lange, lange so unbeweglich daliege, denn ich habe einen empfänglichen Sinn, und alles wech-

ſelt um mich herum. Viele tauſend Jahre rollten an mir vorüber, — kein Tag gleicht dem andern. — Mitunter laſſe ich mir auch aus der Ferne erzählen, denn ich liege mit dem Ohr auf der Erde, und unten durch den Felſen hindurch geht eine heimliche Sprache der Steine, die erzählen ſich von Orten der Erde, wo es gar wunderbar ſchön iſt, die wieder ein eigenes Mährchen ſind, in dem großen Mährchen, das Natur beſtändig mit der Erde aufführt.

Ja, beſtätigte der Tannenbaum, es giebt herrliche Orte auf der Erde, das hat mir mein Vetter wohl erzählt, der, wie ihr wißt, weit herum kam, als er Maſtbaum war!

Ach ja, ſagte ſpöttiſch die Espe, Gegenden, wo es nichts giebt, als Eis und Schnee, wo dein Freund der Winter die Erde nie losläßt!

Du haſt wieder nicht aufgepaßt in deiner Flatterhaftigkeit, erwiederte ganz ruhig die Tanne. Weißt du nicht aus meiner Erzählung, daß es auch Gegenden giebt, die dem Sommer gehören, die der Winter nie berührt, wo immer Bäume grünen, immer Blumen den Teppich der Fluren ſticken, wo die Waſſer nie ganz ſtarren vom Eiſe und der Schnee die Erde nur berührt, wie ein kühler Kuß der Wolken?

Ach! riefen viele Blumen zugleich, die Gegend möchten wir ſehen! Ich werde es, ſprach nicht ohne Stolz der Bach, und in der Wanderluſt hüpfte er hoch auf, und plätſcherte ſchneller dahin. Ich ſtürze mich in den Fluß, der wieder in's Meer und ſo laſſe ich mich tragen bis in jene Länder.

Unterdeſſen will ich euch davon erzählen, ſagte der Stein,

denn von einem wunderbaren, gar lieblichen Orte der Erde habe ich gerade Kunde empfangen. In jenen Zeiten, als das Waſſer Frieden ſchloß mit dem Felſen, wiegte es ſich in einer lieblichen Bucht und die Kronen der Felſen ſchauten hoch darüber hin im Kreiſe. Das war die Lieblingsſtelle des Meeres und es ließ die Luft kommen und eine reiche Kraft über den Saum des Ufers ausgießen. Tauche deinen Fuß in meine Wellen, ich will ihn dir kühlen, ſprach das Meer zum Felſen. Dein Haupt will ich mit Blumen kränzen, ſagte die Luft und die Erde ſoll einen Teppich um deine Knie legen. Und wenn du ſo ſchön biſt, nahm wieder das Waſſer das Wort, dann will ich dir einen Spiegel vorhalten, daß du deine Schönheit ſehen kannſt und dein Bild ſoll wieder meine Wellen ſchmücken. — Und ſo geſchah es.

In einem lieblichen Bogen ſchlang ſich das Ufer um das Meer grünend und blühend und die Felſen ſahen es lächelnd an. Da erzählte einſtmals die Luft, als ſie das Feuer beſuchte, von dieſem Lieblingsplatz des Waſſers, wo es ſeine ſchönſten Stunden verträume. Könnte ich das nicht auch ſehen? ſagte das Feuer. Laß mich mit dem Felſen unterhandeln, erwiederte die Luft. — Der Felſen war grade in beſonders guter Laune, und an dieſer Bucht, durch die Freundlichkeiten, die Waſſer und Luft für ihn gehabt hatten, leichter zu ſtimmen. So kam denn bald ein Vertrag zu Stande. Der Felſen öffnete auf dem Gipfel eines Berges, dem Gefängniß des ungeduldigen Feuers, ein Fenſter und da kann es heraus ſchauen, wann es will. Dafür aber mußte das Waſſer einem Felſen erlauben, ſo recht aus ſeiner Mitte aufzutauchen und ſich umzuſehen. Gerade der Bucht gegenüber,

wo der Kreis des Ufers sich öffnet, um das Meer hineinzulassen, liegt dieser Fels, kühl und behaglich im Meere und schaut auf einer Seite hinein in den Golf von dem ich euch sprach, auf der andern blickt er in die Unendlichkeit des Meeres. Dieser Fels nun hat mir alles erzählt. Ihm gegenüber, am Ufer, ist das Fenster des Feuers. Bei Tage, wenn das Licht so klar auf der Erde liegt, sieht man nur den Rauch, den es wie Wolken ausbläst, aber Nachts, wenn die Erde im Dunkel liegt, dann steckt das Feuer das Flammenhaupt zum Fenster hinaus und seine glühenden Augen blitzen in die Nacht. Es sieht gar lustig und vergnügt aus und treibt allerlei Possen. Dem Felsen, meinem Freunde, nickt es oft recht freundlich zu und der würde wieder nicken, wenn er nicht so fest stehen müßte im Meer. Und seit das Fenster geöffnet war am Kerker des Feuers, wurde es erst recht schön an dieser Bucht. Das Feuer wollte nicht das Schöne alles sehen, ohne selbst etwas hinzuzufügen und schleuderte seine Funken weit hinaus auf das Ufer. Da fielen sie auf grüne Bäume, hielten sich fest an den glänzenden Zweigen und verloschen nicht. Nein, die Funken wurden zu Früchten, roth wie sie aus dem Berge sprühten, und bergen in sich die Gluth, die sie mitbrachten. Noch jetzt, erzählt mir der Fels, wachsen die Funken auf den Bäumen, feurige Orangen. Und beständig glühen diese Feuerfrüchte, denn, wie das Blatt des Baumes zu jeder Zeit in schönem, dunklen Glanze steht, so schmücken auch die Früchte, Jahr aus Jahr ein, die Zweige.

Und blühen sie nicht, diese Wunderfrüchte? fragte der Apfelbaum.

Gewiß, ein lieblicher, hold duftender Schnee. Aber ein Zweig trägt Frucht und Blüthe, und die Süße des Blumenduftes mischt sich zum Feuer der Frucht. Eine Stelle vor allen, an diesem Ufer ist am reichsten mit der Feuerfrucht geschmückt. Da treten die Felsen hart an's Meer und tragen auf dem Haupte den Schmuck des Orangenhaines, geflochten mit dem Netz der lang flatternden Weinranken.

Die Flammen aus dem Berge schauen herüber und freuen sich ihrer Gabe. Das Meer rauscht wunderbare Lieder an dem Strande und säumt sein Gewand mit weißem Schaume. Die Felsen ragen über die Gegend und die Luft webt sich hold um alles. Der süße Duft der Orangenblüthe durchzittert sie, der Geist des Meeres steigt in ihr auf, und lockt die Wesen der Erde zum Bade in den Fluthen. Allabendlich, wenn die Luft das Abendroth malt am Horizont, zieht sie dem hohen Felsen leichte, rosige Gewänder an, daß er herabschaut, wie die erröthende Braut des Meeres. Allnächtlich schmückt das Feuer seinen Berg mit glänzenden Bändern, die er davon herabhängen läßt, Bänder auf goldenem Grunde, gestickt mit feurigen Edelsteinen. Dann spielen die Flammen des Feuers und die Wellen des Wassers miteinander. Der rothe Schein versteckt sich in den Fluthen und blickt dann hier und da heraus, gebrochen von dem Zittern der Wogen. Das alles sieht mein Freund der Felsen, der selbst gekränzt ist mit Weinranken, der selbst einen Strauß von Orangen und als Feder, eine schwankende Palme auf die grüne Mütze gesteckt hat, die der Rasen ihm um's Haupt wob, und die zackige Aloe und stachlicher Cactus ihm festnisteln auf der Stirn. Er

ſieht das und da er die Geſchwiſter: das Feuer, die Luft und das Waſſer liebgewonnen, da er ihnen ſo viele Genüſſe verdankte, ſo wollte er ihnen auch eine Freude bereiten und er baute ihnen ein trauliches Plätzchen zum geſchwiſterlichen Zuſammenſein. An dem äußerſten Rande des Felſens, faſt hart auf dem Spiegel des Meeres, öffnet ſich ein niedriges Thor. Kaum würde man es entdecken. Hinter dieſem Thor aber breitet ſich eine hohe, mächtig gewölbte, kühle Höhle. Hier finden ſich Waſſer, Luft und Feuer. Hier ſind ſie beiſammen, geſondert zwar, aber doch gemiſcht. Da iſt zwar der Spiegel des Waſſers fließend und wogend, aber das tiefe Blau der Luft, wie es ſich nur am klarſten Himmel zeigt, hat es durchdrungen, und der leuchtende Schein des Feuers flammt darunter hervor, glänzend und wunderbar. Da glänzt es zwar aus der Tiefe hervor wie ſpielende Flammen, aber auch die Gluth hat ſich in die Farbe der Luft getaucht, auch dieſes Licht wogt wie die Wellen des Waſſers. Da nimmt zwar die Luft die weite Wölbung der Höhle ein, aber ſie ſchimmert wie das Waſſer, ſie umfließt die Höhe, wie die Fluthen der Tiefe und zwiſchen durch züngeln und lecken die Flämmchen des Feuers an dem Bogen des Felſens. So halten die Elemente ihre heimlichen Geſpräche, aber mitunter erlauben ſie den Menſchen, ſie zu belauſchen. Der baut einen Nachen, fährt ein in dies Wunder und kann ſchiffen auf der blauen Luft, baden in dem leuchtenden Feuer und athmen in dem wogenden Waſſer. Nur wenn die Geſpräche der Geſchwiſter recht vertraut und geheimnißvoll ſein ſollen, dann leiden ſie nicht den Lauſcher. Dann ſchließt das Meer mit einer Pforte von

Wellen den Eingang und die Luft ſchiebt Winde als Riegel davor. Was ſich dann Wunderbares begiebt, das wiſſen nur die Elemente und mein Freund der Felſen, der ſie umſchließt, aber der hat ihnen ſein Wort gegeben, es nicht auszuplaudern und er hält ſein Verſprechen.

Das iſt recht von ihm, ſagte die Roſe, ich liebe ihn deshalb. Liebt er auch die Blumen?

Ein ewiger Frühling von Roſen umblüht ihn, ſagte der Stein.

Das muß ſchön ſein, ſeufzte die Centifolie.

Und alles das werde ich ſehen, jauchzte der Bach.

Dann grüße von uns die Roſen auf dem Felſen, riefen die Blumen.

Und von uns die Orangen am Meeresſtrande, rauſchten die Bäume.

Wie ſoll ich den Ort erkennen? fragte der Bach den Stein.

Nach meiner Erzählung, war die Antwort. Die Menſchen nennen ihn den Golf von Neapel und mein Freund, der Fels im Meere, heißt Capri in ihrer Sprache.

Ich werde ſchon finden, rief der Bach und plätſcherte fort.

Aber der Bach hatte einen weiten Weg zu machen, lange Zeit irrte er umher in der Unermeßlichkeit des Meeres, ohne daß ihm die Wunder erſchienen, von denen der Stein erzählt hatte.

Der Erzähler dieſer Mährchen ſtand gerade in Sorrent auf der Loggia einer kleinen Villa, am Meeresrande, die er allein bewohnte. Die Weinranken, die ſie beſchatteten, waren noch dünn

und ließen das volle Licht der Sonne durch, aber die Orangenblüthen dufteten, und die Früchte lächelten ihn an und blinzten ihm freundlich zu, aus den dunklen Blättern hervor. Der Veſuv rauchte und das Meer war geſprächig. Da ſchlug eine Welle an den Felſen mit heimiſchem Klang. Sie trug die Grüße der Blumen und Bäume aus der Heimath. Der Bach hat ſeinen Auftrag erfüllt, für Blumen und Bäume brachte er Grüße; für den Erzähler nichts von ſeinen Lieben.

Der Dichter

als Epilog.

So nehmt ſie hin, die Träume ſchöner Stunden,
In denen ich vom Räthſel der Natur
Die Löſung in dem Mährchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Mährchen nur.
Es war kein Trug! — Fragt ſelbſt den grünen Hain.
Was ich erzählt — in tauſend Lauten ſpricht er's.
Ich gab's in meines Herzens Wiederſchein
Und alſo mußt es wohl ein Mährchen ſein. —
Iſt doch ein Mährchen ſelbſt das Herz des Dichters.

Ein Mährchen, das der Blüthen viel erſchloſſen,
Das ſeinen Lenz hat, ſeine Winterzeit,
Wo mancher Quell geheimnißvoll gefloſſen,
Dem Bach des Waldes gleich, dem Schmerz geweiht.
Da trat, ſo wie des Veilchens Knospe bricht,
Geweckt im Lenze von der Sehnſucht Triebe,
Ein ſehnſuchtsvolles Räthſel auch ans Licht;
Empfunden tief, und doch verſtanden nicht;
Des Herzens Frühlingskind — die erſte Liebe.

O meines Lebens goldne Mährchenblüthe!
O meiner Seele holde Frühlingszeit!
Wo mir die Welt im reichſten Schmuck erglühte,
Nur Eine trug und doch ſo voll, ſo weit.
Wo ich in Andacht ſtummem Wort geglaubt,
Gebebt mein ſüß' Geheimniß auszuſprechen,
O flüchtig' Glück — wie ſchnell warſt du geraubt!
So ſchnell das Veilchen beugt ſein duftend Haupt
Noch eh' die Roſen in dem Sturme brechen.

Und wieder wuchs, wie eine wunderbare,
Aus alten Zeiten überbrachte Kund',
Der kecke Zauber der Studentenjahre
Sich feſt in meines Herzens Mährchengrund.
Wie war die Bruſt ſo voll von Freundſchaftsdrang,
Das Herz ſo ungetheilt dahingegeben.
Der Wein, das Lied, der Schläger heller Klang
Und Jugendmuth und Jugendhoffnung ſchlang
Den duft'gen Epheukranz mir da um's Leben.

Mein Heidelberg! O epheugrüne Trümmer
Auf deren Altan ich ſo ſelig ſtand!
Wie ſchien die Welt mir ganz im Frühlingsſchimmer
So blüthenreich wie rings das weite Land.
Der ſüße Rauſch des Mährchens iſt entſchwebt
Doch deine grünen Epheuranken ſchlage,
Erinnerung, vom Freundſchaftshauch durchbebt,
Aus meiner Bruſt in andre neubelebt,
Aus jener Zeit, in meine ſpätſten Tage.

Ein andres Mährchen bringt das Herz mir wieder,
Gleich wie der Waldbach, den die Thräne nährt,
Hat ſich, im immer wachen Quell der Lieder,
So Luſt wie Weh' des Herzens ausgeleert.
Und dieſen auch wie jenen ſeht Ihr ziehn,
Bald ſtill verborgen unter moos'ger Hülle,
Bald koſend mit den Blumen, die umblühn
Den Strand, bald flüſternd mit des Schilfes Grün;
Bald ſchäumend frei in übermüth'ger Fülle.

Welch ſüßes Glück in trübumwölkten Tagen
Wovon ſo ſchwer, wovon ſo voll das Herz,
Bald in des Liedes Reimen auszuklagen,
Bald abzuſchütteln in dem kecken Scherz.
O dieſes Doppellebens goldner Trug,
Der mich aus den verdrießlich engen Schranken
Der Wirklichkeit, in friſch erhobnem Flug
So oft zu andern Welten übertrug,
Weit in die Mährchenreiche der Gedanken.

Und von dem Stein erzählt ich, der am Grunde
Der Heimath liegt, ſo ſtumm und unbewegt
Und doch im Kerne tief die holde Kunde
Von andrer Länder fernen Wundern trägt.
So hat das Herz des Dichters an der Bruſt
Der lieben Heimath lange ſtumm gelegen,
Da fühlt es, wie ein Mährchen, unbewußt
Den Wandertrieb, die freie Reiſeluſt,
Das Sehnen in die Ferne, laut ſich regen.

Da treibt's ihn hin, da führt es ihn in's Weite,
Den Süden grüßt des Herzens froher Schlag,
Doch ſeiner Lieben Bild bleibt ihm zur Seite
Und in die Ferne zieht das Heimweh nach.
Halb treibt's ihn fort, halb zieht es ihn zurück;
Beglückend Zagen lockt zum Verweilen;
Zum Scheiden, ach zu ſchön der Augenblick!
So muß des Wanderns frei bewegtes Glück
Des Dichters Herz in Luſt und Sehnſucht theilen.

Genug! — der Dichter muß die Blätter ſchließen,
Mit ihnen auch das Herz! — Der Vorhang fällt.
Des Waldes Wunder ließ er Euch umſprießen
Und ſchaun in ſeines Buſens Mährchenwelt.
Euch, die Ihr's mit dem Herzſchlag eingetauſcht,
Euch weiht er immer ſeiner Mährchen Beſtes,
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauſcht,
Denkt, das der Wald in Mährchen nie geraunſcht,
Und was der Dichter Euch enthüllt — vergeßt es.

Gedruckt bei Guſtav Schade in Berlin,
Oranienburgerſtr. 27.